

**„Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten!“
Unpublizierte Briefe Kurt Lattes aus den Jahren 1943-1946¹**

von HANS GÄRTNER, Regensburg

Alle wichtigen Lebensstationen und Lebensumstände Kurt Lattes sind gut dokumentiert und dürften, zumal hier in Göttingen, wo er von 1931-1935 und dann, nach dem Untergang des nationalsozialistischen Regimes zum September 1945 an die Georgia Augusta zurückgekehrt, als hochangesehener und mit vielfachen Ehrungen bedachter Klassischer Philologe bis 1957 noch einmal knapp zwölf Jahre gelehrt und geforscht hat, wohl auch weitgehend gegenwärtig sein. Kurt Latte lebt zudem weiter in seinen Publikationen, von denen die wichtigsten in dem eindrucksvollen Band der ‚Kleinen Schriften zu Religion, Recht, Literatur und Sprache der Griechen und Römer‘ (München 1968) zusammengefasst sind. Seit 1964 wurde des Verstorbenen verschiedentlich gedacht, wie die Literaturangaben am Ende des Beitrags ausweisen. Mit besonderem Respekt ist von diesen die umfassende, vorzüglich recherchierte und ausgewogene Würdigung zu nennen, die Carl Joachim Classen im Rahmen der Göttinger Ringvorlesung von 1987/88 gegeben hat und die seit 1989 publiziert vorliegt.

So können denn Lattes Königsberger Jugendzeit und die Stationen seines Studiums (Königsberg, Bonn, Berlin) getrost ausgeklammert werden, und es braucht an die frühen Stationen seiner bemerkenswerten und, ungeachtet längerer Unterbrechung durch den (freiwilligen) Militärdienst im Ersten Weltkrieg, geradlinigen Karriere nur stichwortartig erinnert zu werden. Hauptsächlich soll es um Lattes Schicksal in den letzten Jahren des Zweiten Weltkriegs gehen, die bestimmt waren durch Demütigung und Verfolgung, durch den Verlust von Heim und Besitz, schließlich durch ständige Lebensgefahr, und danach soll, in einem kurzen Epilog, die von mannigfachen Schwierigkeiten bestimmte Periode des ‚Wiederbeginns‘ im Herbst 1945 zur Sprache kommen, soweit die im Titel des Vortrags bezeichneten Briefe dies gestatten.

Kurt Lattes wissenschaftliche Laufbahn darf durchaus glänzend genannt werden, wenngleich sie im Kontext des späten Kaiserreichs und der Weimarer Republik keineswegs singulär gewesen ist: Nach seiner Habilitation in Münster 1920 trat er 1923 die Nachfolge Günther Jachmanns in Greifswald

¹ Geringfügig veränderte Textgrundlage eines Vortrags, der am 26. November 2001 in Göttingen gehalten wurde.

an, als dessen möglicher Nachfolger auf dem dritten Lehrstuhl für Klassische Philologie in Göttingen er schon 1922 im Gespräch gewesen war. Von Greifswald führte der Weg, wiederum auf den Spuren des nach Köln gegangenen Jachmann, 1926 nach Basel und von dort 1931 auf den durch Eduard Fraenkels Weggang nach Freiburg vakant gewordenen latinistischen Lehrstuhl an der Georgia Augusta.

Das Weitere, wiederum ausführlich von Classen dargestellt, lässt sich wohl dahingehend zusammenfassen, dass Latte von den neuen Machthabern zunächst vergleichsweise wenig behelligt, jedenfalls vorerst in seinem Amt belassen wurde. Obwohl Offizier des Ersten Weltkriegs und, in deutlichem Unterschied etwa zu seinem ehemaligen Greifswalder Kollegen Konrat Ziegler, öffentlichen politischen Bekundungen abgeneigt, wurde er dennoch bald schrittweise in seinen akademischen Rechten eingeschränkt, schließlich, in Anwendung der ‚Nürnberger Gesetze‘, zum 31. Dezember 1935, unter unerfreulichster Mitwirkung des damaligen Dekans der Philosophischen Fakultät, Hans Plischkes, zwangsweise in den Ruhestand versetzt. Hierzu und zu den Stationen der folgenden Jahre – Übersiedlung im März 1936 nach Hamburg, wo er mit seiner betagten Mutter Nanny Latte geb. Maschke bis 1943 im Uhlenhorsterweg 52, nahe der Außenalster, lebte, Gastprofessur in Chicago, mehrere Auslandsreisen (Italien, England, zur dänischen Akademie der Wissenschaften nach Kopenhagen) – kann weiterhin auf die Darstellung innerhalb der Göttinger Ringvorlesung verwiesen werden. Auch über die Gründe, die Latte nicht nur immer wieder nach Deutschland zurückkehren ließen, sondern ihn auch vom endgültigen Verlassen dieses gegenüber seinen jüdischen Bürgern immer feindseliger und brutaler werdenden Landes abhielten, lässt sich aus den Briefen kein neuer Gesichtspunkt gewinnen. Es dürfte zutreffen, dass neben der Rücksicht auf seine Mutter („die letzte Sorge, die meinem Tun einiges Gewicht gab“, wird er nach ihrem Tode an Bruno Snell schreiben) seine sehr preußisch getönte vaterländische Gesinnung ebenso eine wichtige Rolle gespielt hat wie sein Selbstverständnis als ein aus emanzipierter und mittlerweile assimilierter Familie stammender Angehöriger eines liberalen Judentums, der sich wie viele andere auch ganz entschieden als deutscher Patriot verstand. (Man denke etwa an die mehrfachen gleichlautenden Bekundungen Victor Klemperers!) Und ganz gewiss konnte sich wohl die kühnste Phantasie nicht vorstellen, welcher Drangsalierung und Niedertracht das Regime alle jüdischen Bürger des Deutschen, bald Großdeutschen Reiches unterwerfen, und dass es schließlich sogar zu deren physischer Vernichtung ansetzen würde. Classen und Cornelia Wegeler haben das im einzelnen aufgelistet; weitere Einzelheiten jener zerstörerischen Bösartigkeit, der auch Latte und seine Mutter ausgesetzt waren, liefern die Tagebücher des eben erwähnten Victor Klemperer: das Verbot, Bibliotheken zu benutzen,

Passenzug samt Verbot jeglicher Auslandsreisen, zugleich Einführung der Ausweise mit dem unübersehbar eingestempelten großen ‚J‘, Verbot von Seiten des Präsidenten der Reichskulturkammer, ‚Darbietungen der deutschen Kultur‘ zu besuchen (Goebbels, kurz nach dem Pogrom, am 12. November 1938), womit der Zutritt zu Theatern, Konzertsälen und Museen verwehrt wurde, ebenso auch die Benutzung von Parkanlagen, Parkbänken, noch später auch bestimmter Teile aller öffentlichen Verkehrsmittel, sowie von Wanderungen und Spaziergängen im deutschen Wald; endlich, für jeden wissenschaftlich Arbeitenden besonders fatal, das Verbot, eine Schreibmaschine zu besitzen, sowie Arbeits- und Publikationsverbote (Latte nennt diese ihm und seiner Mutter aufgezwungene Lebensform im Rückblick einmal, beinahe verniedlichend, ‚Quarantaine‘, Brief an Konrat Ziegler vom 13. März 1944). Eine weitere Steigerung bringt dann der Runderlass des Reichsministers für Inneres vom 18. August 1938, in dessen fünftem Absatz verfügt wird:

„Soweit Juden andere ... Vornamen (scil. als die zuvor aufgezählten, künftig für Neugeborene verbindlichen, vor allem aus dem Jiddischen und der Ghettosprache stammenden) führen, müssen sie ab 1.1.1939 zusätzlich einen weiteren Vornamen führen, und zwar männliche Personen den Vornamen Israel, weibliche Personen den Vornamen Sara.“ (nach Klemperer I 475 = Anm. zu S. 419)

Doch bekanntlich sollte es noch schlimmer kommen: Ab 19.9.1941 musste die rassische Zugehörigkeit in der Öffentlichkeit durch den Davidsstern, den sogenannten Judenstern, ausgewiesen werden („schwarz auf gelbem Grund, darin mit hebraisierenden Buchstaben ‚Jude‘, auf der linken Brust zu tragen, handteller groß“, so beschreibt Klemperer I 669 dieses grelle, diskriminierende Abzeichen). Es ist davon auszugehen, dass auch Lattes, Mutter und Sohn, sich dieser Scheußlichkeit nicht haben entziehen können. Das einzige, das man dagegen tun konnte, war, seine Behausung so wenig wie möglich zu verlassen oder dies, wenn es sich denn nicht vermeiden ließ, wenigstens erst nach Einbruch der Dunkelheit zu tun. Wir wissen, dass in dieser unsäglichen Zeit es vor allem der Kaltblütigkeit und kollegialen Humanität Bruno Snells, vermutlich auch des einen oder anderen gleichgesinnten unter seinen Kollegen und Schülern, zu danken ist, dass Latte mit dem Notwendigsten, u.a. mit Büchern, versorgt wurde und dass er Gelegenheit zu Gesprächen und philologischer Diskussion fand (die Sehnsucht des Vereinsamten nach dem *συμφιλολογεῖν* kommt in den Briefen des öfteren zum Ausdruck). Diese Briefe, das sei noch einmal betont, bringen kaum je gänzlich neue Informationen größeren Gewichts bezüglich der Lebensumstände Kurt Lattes, sie gestatten jedoch hin und wieder Korrekturen, füllen kleinere Lücken in der Biographie, bewirken leichte perspektivische Verschiebungen und enthalten vor allem eine

Reihe von Details über den Alltag (das Wort klingt in diesem Zusammenhang geradezu zynisch) des Verfemten und seiner Briefpartner während der letzten Phase des Zweiten Weltkriegs.

Bei diesen Resten der Korrespondenz zwischen Kurt Latte und seinem ehemaligen Kollegen Konrat Ziegler einerseits und seinem Hamburger Freund und getreuen Helfer Bruno Snell andererseits, zwischen Persönlichkeiten also, für die gilt, dass sie als Folge ihrer dezidierten Gegnerschaft gegenüber der nationalsozialistischen Ideologie und Gewaltherrschaft auf je unterschiedliche Weise durch dieses Regime zu leiden hatten, und dass sie alle drei im Laufe des Jahres 1943 Hab und Gut, eingeschlossen ihre Bibliotheken, verloren hatten, handelt es sich um folgende Dokumente:

Der erste Fall betrifft zwölf handschriftliche Briefe und eine Postkarte Kurt Lattes an Konrat Ziegler sowie um eine Liste von Bücherdesideraten, aus dem Zeitraum zwischen dem 21. November 1943 und dem 6. November 1944. Ich verdanke diese Papiere der Liebenswürdigkeit von Frau Leni Ziegler, die sie mir 1974, als ich nach dem Tode ihres Mannes zusammen mit Dr. Dieter Lutz vom Artemis Verlag den Nachlass durchsah, freundlicherweise überlassen hat. Die meisten Blätter sind im DIN A4-Format, unliniert und quergefaltet, so dass sich vier beschreibbare und in der Regel auch tatsächlich beschriebene DIN A5-Seiten ergaben. Das Papier ist, wie in jenen Jahren üblich, als der angeblich bevorstehende Endsieg sich hauptsächlich durch quälenden Mangel an beinahe allen Bedarfsgütern und durch miserable Qualität des wenigen Verfügbaren bemerkbar machte, grau und sehr holzhaltig. Latte schreibt durchweg mit Tinte, wohl mit einfacher, immer wieder eingetunkter Feder, wie schwankende Stärke und Farbintensität der Wörter vermuten lassen. Nur in zwei Briefen vom August und September 1944 benutzt er einen Tintenstift, wofür er sich im Postscriptum unter Verweis auf drohende Tintenknappheit entschuldigt.

Die Korrespondenz mit Bruno Snell, die erst durch die räumliche Trennung der beiden nach den verheerenden Bombenangriffen auf Hamburg in Gang kam, setzt ein mit einem Telegramm vom 30. Juli 1943 und reicht zunächst bis zum 19. Februar 1945; sie umfasst fünf z.T. recht umfangreiche Briefe sowie zwei Postkarten. Kopien dieser Zeugnisse verdanke ich Eckart Mensching (Berlin), dem Snell seit etwa 1980 Zugang zu wesentlichen Teilen seiner älteren Korrespondenz gewährt und dem er großzügig gestattet hat, Abschriften bzw. Kopien anzufertigen und zu verwerten. Bei dieser Gelegenheit hat Mensching auch noch eine Auswahl von Briefschaften aus der allerersten Nachkriegszeit, also der Zeit des Wiederbeginns der akademischen Lehrtätigkeit an der Georgia Augusta, entnehmen dürfen, genauer: zwei Postkarten und sieben

Briefe Lattes an Snell, von denen mir drei in Abschrift, die letzten vier als Fotokopien der maschinengeschriebenen Originale vorliegen.

Zunächst nun zu den Dokumenten aus der Kriegs- und Verfolgungszeit! Bei beiden Corpora handelt es sich um Fragmente von Korrespondenzen, einmal natürlich insofern, als die Antwortbriefe Zieglers und Snells nicht vorliegen, demnach überhaupt nur die eine Hälfte des Dialogs (τὸ ἕτερον μέρος τοῦ διαλόγου), um die hübsche Definition eines antiken Briefstellers zu verwenden, erhalten ist. Latte dürfte, spätestens seit 1938, diese nicht ungefährlichen Papiere gleich nach Beantwortung regelmäßig vernichtet haben. Auf der anderen Seite ist davon auszugehen, dass Snell und Latte schon vor dem August 1945 und auch nach dem Februar 1946 miteinander korrespondiert haben, weil Snell offenbar für Latte der einzige Vertraute war, dem er jederzeit seine Sorgen, Nöte, Enttäuschungen und Verärgerungen offenlegte.

Fragmentarisch ist aber vor allem das, was von Lattes Korrespondenz mit Ziegler erhalten ist. Einerseits fehlen gewiss (kleinere) Teile aus der Zeit zwischen November 1944 und Februar 1945, als er sein Domizil in Düsseldorf-Eller verlassen musste, weil dort ab März 1945 alle möblierten Zimmer nur noch an Rüstungsarbeiter vermietet werden durften, und nach Osterode am Harz, seit November 1943 Zufluchtsort der Familie Ziegler, übersiedelte. Dieser Vorgang setzt schriftlichen Austausch und Absprache voraus, doch fanden sich dafür aus mir unbekanntem Gründen keine Zeugnisse in Zieglers Nachlass. Das ist deswegen auffällig, weil Ziegler durchweg alle ihm wichtigen Briefschaften aufzubewahren pflegte.

Aber es ist noch viel mehr verloren gegangen, nämlich am 22. November 1943, als Zieglers zuvor schon mehrfach in Mitleidenschaft gezogene Wohnung in der Nördlinger (bis Ende 1938 Haberland-) Straße 8 in Berlin endgültig durch Bomben zerstört wurde; denn bald nach Lattes Weggang aus Greifswald 1926 hatte, einer Aktennotiz Zieglers vom 18. März 1947 zufolge, ein regelmäßiger Briefverkehr zwischen beiden eingesetzt, welcher das „mustergültige“ (so Ziegler) kollegiale Verhältnis der gemeinsamen Greifswalder Jahre fortführte. Gewiss betraf sie auch wissenschaftliche Gegenstände – Latte hat seit 1925 bis 1935 regelmäßig die Korrekturen der Plutarchausgabe (Bd. III,2; II,1; II,2; IV,1) mitgelesen und mehr als 60 Verbesserungen, vielfach auf der Grundlage seiner weitreichenden Kenntnis epigraphischen Materials, vorgeschlagen, von denen Ziegler 25 in den Text gesetzt hat –, doch diente sie vor allem der Pflege eines freundschaftlichen, wenn nicht herzlichen Austauschs, den Latte, wie er einmal ausdrücklich erwähnt (Brief an Konrat Ziegler vom 15. Dezember 1943), unbeirrt sogar

„unter dem Krachen der Bomben in Hamburg“

fortsetzte, und dieser Austausch wurde, so die ergänzende Aktennotiz Zieglers,

„noch lebhafter ..., nachdem Latte im J. 1935 wegen seiner jüdischen Abstammung in den Ruhestand versetzt worden war und wir uns als Schicksalsgenossen fühlen konnten.“

Dieses ältere Material ist demnach insgesamt verloren, und wir werden auf das vergleichsweise wenige Erhaltene verwiesen.

Über Lattes Leben nach dem Ende der Hamburger ‚Quarantaine‘ geben zunächst nur seine Mitteilungen an Snell Auskunft. Im Telegramm vom 30. Juli meldet Latte lakonisch:

„Total abgebrannt, Mutter gefährlich schwach.“

und fährt fort:

„Gebe Ihnen von meinen Irrfahrten Nachricht. Latte“.

‚Irrfahrten‘ verweist nicht nur auf den Dulder Odysseus, sondern auch auf die kaum einzuschätzende nahe Zukunft: Wer in der schwer zerstörten Großstadt Wohnung und Habe verloren hatte, wurde üblicherweise erst einmal in wenig gefährdete Gegenden ‚evakuiert‘ und durfte damit rechnen, in der Folgezeit u.U. noch weitere Stationen durchlaufen zu müssen. Lattes wurden zunächst mit anderen überlebenden Hamburgern provisorisch nach Hemsen (gelegen zwischen Schneverdingen und Soltau) in der Lüneburger Heide umgesiedelt, die Mutter wohl unmittelbar darauf wegen ihres schlechten Gesundheitszustandes in das „Gesundungsheim Wintermoor“ einige Kilometer nördlich von Schneverdingen verlegt (Postkarte an Bruno Snell vom 6. August 1943). Latte war vorübergehend auf einem Bauernhof untergebracht und sollte dann nach Franken, damals eine bevorzugte Region für Auslagerung von Firmen, Industriebetrieben und heimatlosen Menschen, weiter transportiert werden. Diesen

„Versuch ... hab ich mit Hinweis auf Mutter siegreich pariert“,

schreibt er an Snell und fährt fort:

„aber irgendwie wird man zu einem definitivum kommen müssen. Bln. ist dazu wenig geeignet.“ (dort lebten Verwandte; im Brief vom 1. Dezember 1945 ist die Rede von einer „Tante aus Bln.“)

Dieselbe Postkarte enthält auch den Satz:

„Gerettet hab ich ausser meiner Mutter buchstäblich nichts ...“

Doch schon am 31. August teilt er Snell mit:

„Hier ist am 29. meine Mutter der Behandlung mit Bromisoval², vielleicht auch anderen Dingen, erlegen. ... Ob ich jetzt hier Kartoffeln ausbuddele oder sonst was treibe, ist nicht mehr so wichtig.“ (Ernteeinsätze waren durchaus jederzeit denkbar.)

Kehren wir noch einmal zu dem Tag der Bombenkatastrophe zurück, weil mit ihm einige Besonderheiten verbunden zu sein scheinen, deren Auswirkungen Lattes Leben bis April 1945 bestimmt haben. Wo Mutter und Sohn die Bombennacht verbracht haben, ist nicht genau zu klären; vermutlich nicht in irgendeinem Luftschutzraum, sondern im Keller des Hauses im Uhlenhorster Weg (betont von C.J. Classen, mdl.)

Die Briefe erweisen nun aber eindeutig, dass die beiden nach ihrer Ausbombung und Verlegung in die Lüneburger Heide behandelt wurden wie alle anderen Flüchtlinge auch, dass also keine Diskriminierung aus rassistischen Gründen stattfand, dass sie demnach höchstwahrscheinlich nicht mehr ‚identifizierbar‘ waren: Sie erhielten Essen, ärztliche Betreuung, Geldentschädigung, Lebensmittelkarten und Bezugscheine zur Wiederbeschaffung einiger besonders dringlicher Gegenstände (Brief an Bruno Snell vom 14. Oktober 1943, schon aus Düsseldorf-Eller):

„Was Ihr Anerbieten angeht, für meinen äusseren Menschen zu sorgen, so danke ich Ihnen herzlich; ..., aber im Wesentlichen habe ich, was ich brauche. Ein Anzug, noch gut erhalten, ein Paar Stiefel, eine Lodenjoppe für den Winter, ein paar Hemden –, das muss reichen, bis die Dinge zum Klappen kommen. Ich gehe ja nirgends hin und bin daher nicht genötigt, elegant zu sein. Überdies habe ich nur einen kleinen alten Pappkoffer aufgetrieben, der die ‚Fülle‘ meiner Besitztümer fassen muss; das legt starke Zurückhaltung im Beschaffen irdischer Güter aller Art auf, solange diese Zigeunereexistenz dauert. Ich habe sogar noch Bezugscheine für ein Nachthemd und einen Hut, die die Fülle der vorhandenen Waren bisher nicht zu verwerten gestattete.“

Latte kann auch seine Mutter ganz offiziell in Hamburg auf dem Ohlsdorfer Friedhof beisetzen lassen (Brief an Bruno Snell vom 31. August 1943):

„Zunächst muss ich die Kosten für Mutters Begräbnis (in Ohlsdorf, in W[intermoor] begräbt man ohne Sarg, was mir doch ge-

² Bei Bromisoval, mit vollem Namen Bromisovalerianylcarbamid, handelt es sich um ein seinerzeit geläufiges, heutzutage nicht mehr in dieser Form gebräuchliches Schlaf- und Beruhigungsmittel mit den Komponenten Brom, Baldriansäure und Harnstoff.

gen den Strich geht) ... abziehen, das wird teuer wegen des Transports und weil Feuerbestattung (die wir alle wollten) z.Z. unmöglich ist. Auf Trauerfeier u.dgl. verzichte ich im Moment – ich habe ihr leichtsinnigerweise vor Jahren versprochen, selber zu sprechen, und bin ganz froh, dass ich vorläufig darum herum komme.“

Auch lässt er sich 1944, als er eine Besuchsreise zu Ziegler nach Osterode a.H. plant, ein Passfoto anfertigen und bemüht sich um Antragsformulare für einen Postausweis, der, wie er erkundet hat, in dieser Zeit als Ersatz für reguläre Ausweispapiere durchgeht.³ Denn, so die mehrdeutige Begründung (im Brief an Konrat Ziegler vom 12. März 1944), seine Ausweispapiere seien „verbrannt“ – was seltsam anmutet, weil eigentlich jedermann seine Papiere jederzeit mit sich zu führen hatte. Präzisierend auch im Brief an Konrat Ziegler vom 21. Juni 1944:

„Was ich habe, sind einige Bescheinigungen über meinen Bombenschaden – ob die für Bahnkontrolle etc. ausreichen?“

Latte, der Verantwortung für seine Mutter nunmehr ledig, hat sich demnach offensichtlich entschlossen, das Risiko einer Identifizierung als Jude beim Beantragen ordnungsgemäßer neuer Papiere zu vermeiden, vielmehr „bis die Dinge zum Klappen kommen“ ohne offizielle Dokumente, also möglichst unauffindbar zu überleben. Das konnte selbstredend äußerst gefährlich werden: Je mehr Zeit seit der Ausbombung verstrichen war, desto fragwürdiger mussten im Falle einer gründlichen Personenüberprüfung solche provisorischen Bescheinigungen über den Bombenschaden vom Juli 1943 werden. Immerhin, seine Lebensmittelkarten hat er, ebenso wie sein – reduziertes – Ruhegehalt, auf diese Weise gerettet. Ersteres bestätigt Ziegler in seiner Aktennotiz vom 17. März 1947, wo es heißt:

³ Solche ‚Postausweise‘ gewannen in den späteren Kriegsjahren mehr und mehr an Bedeutung: Wer in einer der schwer zerstörten deutschen Großstädte Wohnung samt Habe und Ausweispapieren verloren und ähnlich wie Latte anderswo Zuflucht gefunden hatte, konnte in einer Dienststelle der Reichspost eine Postausweiskarte beantragen. Dafür waren eine aktuelle Photographie und Angaben zur Person (Name, Beruf, Staatsangehörigkeit und derzeitiger Wohnort) notwendig. Da die Möglichkeit, die Angaben zu überprüfen, im zunehmenden Chaos ab 1943 vielfach sehr erschwert, wenn nicht ausgeschlossen gewesen sein dürfte, ging man mit falschen Angaben ein verhältnismäßig geringes Risiko ein. Kurt Latte hat vermutlich einen Phantasienamen angegeben, gleich dem – nicht mit ihm verwandten – aus Breslau gebürtigen Konrad Latte, der als ‚Konrad Bauer‘ am 3. Juni 1944 einen solchen (bis 2. Juni 1947 gültigen!) Ausweis erhielt und damit das Regime überlebte. Vgl. P. Schneider, „Und wenn wir nur eine Stunde gewinnen ...“ Wie ein jüdischer Musiker die Nazi-Jahre überlebte, Berlin 2001, Abb. 10.

„Ich ... wusste (nicht), dass er (scil. Latte) dank glücklicher Zufälle nicht als Nichtarier geführt wurde und also die gleichen Rationen bezog wie ich.“

Und zuvor:

„Ich (habe) ihm ... ständig Zigaretten zugesandt, auch einmal Fleischmarken, die er mir allerdings zurückschickte.“

Das ‚definitivum‘, das Latte anstrebte, ergab sich, vielleicht unter Mitwirkung Snells, dadurch, dass der Hamburger Privatdozent Wolfgang Schmid (habilitiert 1941) dem Heimatlosen das Haus seiner Mutter in Düsseldorf-Eller, Am Ellerforst 24, als Zufluchtsort vermittelte. Wie die Übersiedelung erfolgte, ist den erhaltenen Dokumenten nicht zu entnehmen. Am 14. Oktober 1943 befindet er sich bereits dort; da dies der einzige Brief an Snell ist, in dem er seine volle Adresse angibt, darf eventuell gefolgert werden, dass hier der glückliche Abschluss der Reise signalisiert werden soll, ebenso wohl auch, dass auf den Briefumschlägen mit vollständigen bzw. korrekten Absenderangaben gezeitet wurde. Unter verlässlichen Freunden, allen übrigen wohl weitgehend unbekannt, lebte er von nun an im Verborgenen: Jedenfalls gewinnt, was vielleicht einmal der Gymnasiast oder der Student spielerisch ersonnen haben mag, in dieser Zeit als Programm und Überlebensmaxime existentielle Bedeutung, nämlich die Umsetzung des eigenen Namen in die nur annähernd entsprechende griechische Schreibweise Λόθε (‚sei‘ bzw. ‚bleibe verborgen‘), oder auch, in Gedanken um das Wort βίωσας zu der bekannten Forderung Epikurs erweitert, ‚lebe ohne aufzufallen‘.

(Im nachhinein erhält es eine makabre Note, dass wir als grünschnäbelige Studenten, ohne auch nur entfernt etwas von Lattes schwerem Schicksal zwischen 1935 und 1945 zu wissen – er sprach so gut wie nie darüber, schon gar nicht zu jungen Semestern –, wegen seiner Fähigkeit, vor den Kollegs wie aus dem Nichts aufzutauchen und hinterher auf rätselhafte Weise gleich wieder unsichtbar zu werden, von ihm, mit anfechtbarer Syntax, als ‚dem Λόθε βίωσας‘ zu sprechen pflegten – wir hielten das damals für einen großartigen philologischen Witz.)

Welch wesentliches Moment Latte dieser ‚Umdeutung‘ seines Namens für sein Überleben zuschreibt, gibt er zu erkennen, als er (Brief an Konrat Ziegler vom 21. Juni 1944) auf eine von Zieglers wiederholten Einladungen, ihn in Osterode am Harz zu besuchen, ausweichend erwidert:

„Das (gemeint sind die ‚Genüsse‘ einer Bahnfahrt, von denen ihm der zum Militärdienst eingezogene Wolfgang Schmid, aus Krems kommend, berichtet hatte) und die Tatsache, dass eine solche

Fahrt eigentlich meinem Motto $\lambda\acute{o}\theta\epsilon$ widerspricht, das ich bis dato virtuos durchgeführt habe, sind die rationellen Gründe meines Zögerns.“

Eine weitere Anspielung enthält auch der folgende Brief an Konrat Ziegler vom 9. Juli 1944, wiederum zum Thema ‚Reise nach Osterode‘:

„Ich hoffe auch stark auf ein Zusammensein im August, wenn bis dahin nicht irgendwelche unerwarteten Ereignisse eintreten, ..., z.B. dass man mich in irgendein Büro steckt, was nicht jenseits aller Wahrscheinlichkeit liegt, so unsichtbar ich mich gemacht habe.“

In jenen Jahren einer durch Gefährdung aller Art aufs äußerste eingeschränkten Lebensform haben aller Wahrscheinlichkeit nach auch jene Zeilen, die als Überschrift vorangestellt sind⁴, ihre besondere Bedeutung erlangt, worauf Latte (Brief an Bruno Snell zum Jahreswechsel 1945/46, geschrieben in Göttingen am 18. Dezember 1945) unmissverständlich hinweist:

„... ich will Ihnen ... meinen Neujahrspruch spenden, den ich mir jahrelang am 31.12. um 12 Uhr nachts vorgesagt habe: Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten ... Er ist heute nötiger als je, nur hat man nicht mehr so viel Kraft wie einst, ...“

Goethe, aus dessen dramatischer Dichtung ‚Lil(l)a‘ diese Zeilen stammen, einem Werk, das ursprünglich 1777 für den Geburtstag der Herzogin Louise gedichtet, aber endgültig erst 1788 nach zweimaliger Umarbeitung von seinem Autor für gut befunden wurde, hat freilich ‚Trutz‘ geschrieben, doch bin ich der moderneren Schreibung Lattes gefolgt, wie sie ihm vielleicht als Liedtext einer der zahlreichen Vertonungen – von Reichardt, Brahms, Hugo Wolf oder Zemlinsky – bekannt geworden war.

Während Latte seine Briefe an Bruno Snell bei aller spürbaren Herzlichkeit doch am liebsten für die ausführliche Diskussion philologischer Spezialfragen verwendet, erweisen sich diejenigen an Ziegler in erster Linie als sehr persönlich getönte, nicht selten anrührende Dokumente kultivierter Lebensart, zugleich auch einer selbst unter schwierigsten Bedingungen weitgehend ge-

⁴ Im Zusammenhang zitiert:

Feiger Gedanken	Allen Gewalten
bängliches Schwanken,	zum Trutz sich erhalten,
weibisches Zagen,	nimmer sich beugen,
ängstliches Klagen	kräftig sich zeigen,
wendet kein Elend,	rufet die Arme
macht Dich nicht frei.	der Götter herbei.
(Goethe, Lil(l)a, 2. Aufzug [3. Fassung vom 1788])	

wahrten seelischen wie stilistischen Contenance. Gelegentlich erlaubt er sich auch einmal Sarkasmen oder gibt seiner Neigung zu kaustischem Humor nach. Die Briefe an Ziegler belegen seine familiäre Vertrautheit mit der gesamten Familie Ziegler, sind ganz im Sinne antiker Briefsteller durchzogen von vielfältigen φιλοφρονήσεις, von Bekundungen freundschaftlicher Verbundenheit, Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit, nicht selten auch besorgter Teilnahme. Abgesehen von den selbstverständlichen „Grüßen an die Frau Gemahlin“ (die in den Briefen an Snell gänzlich fehlen), erkundigt sich Latte mehrmals nach dem Ergehen der allesamt Militärdienst leistenden vier Ziegler-Söhne, besonders als einer als vermisst gemeldet, dann aber verwundet in einem Lazarett wiedergefunden wird (Briefe vom 21. Juni, 1. Juli, 9. Juli, 21. September 1944), doch auch Hochzeiten dreier Ziegler-Söhne im Sommer 1944 werden aufmerksam und artig kommentiert (Briefe vom 21. Juni und 3. September 1944). Am 15. Dezember 1943, nachdem er von Zieglers Ausbombung, Rettung und Übersiedlung erfahren hat, holt er zu einem sympathischen παραμυθητικὸς λόγος aus. Auch bietet er Ziegler finanzielle Hilfe an:

„... nur Geld habe ich zur Verfügung und falls Ihnen an diesem Artikel etwas fehlt, machen Sie mir eine Freude, wenn Sies mir schreiben. Da das Berliner Postscheckamt z.Z. nicht funktioniert, könnte ich mir denken, dass der Papiersegen vorübergehend bei Ihnen stockt.“

Seinerseits versorgt Ziegler den starken Raucher Latte nicht nur des öfteren mit Tabakmarken, sondern einmal offenbar auch mit Marken für Milchprodukte, was der 53-jährige selbstironisch und etwas skurril so quittiert (Brief vom 9. Juli 1944):

„Ich habe faute de mieux einen Cutaway erstanden, -- wenn ich ihn anziehe, bin ich Museumsreif -- der letzte Bourgeois! Übrigens habe ich hier allerlei Stärkungsmittel aufgetrieben und bemühe mich ernstlich um meine Verjüngung -- weshalb ich mir auch den Gegenwert Ihrer Märkli [eingangs hat er sie „schlemmerhafte Beilagen“ genannt], wie man in Basel sagt, einverleiben werde, in säuerlicher Gestalt nach der Lehre von Immermanns Münchhausen, dass die Kühe im paradisischen Urzustande nur Schlippermilch geben, -- wir sind dem ja nahe.“

Der Vertrautheit Lattes mit beiden Briefpartnern entspricht auch die Offenheit, mit der er Kriegsereignisse, Bombenangriffe ebenso wie Frontkämpfe, besonders die trotz verlogener Berichterstattung in den Wehrmachtsberichten täglich deutlicher werdenden Rückschläge und Rückzüge anspricht, oft auch mit beißenden Kommentaren versieht. Derartiges hätte, zur Kenntnis der Machthaber gelangt, als Beleg für Defätismus oder Wehrkraftzersetzung interpre-

tiert, Absender wie Empfänger in Lebensgefahr bringen können. Doch offensichtlich konnten die drei Beteiligten an den Laufzeiten der Briefe ablesen, dass ihre Korrespondenz nicht kontrolliert wurde: Trotz fortschreitender Beeinträchtigung der Verkehrsverbindungen gingen die Briefe zwischen Düsseldorf und (dem an einer ziemlich unbedeutenden Nebenstrecke liegenden) Osterode a.H. erstaunlich rasch hin und her; im Falle Snells, der im Unterschied zu Ziegler das Datum des Eintreffens und das seiner Antworten an Latte nicht auf den Briefen zu vermerken pflegte, lässt sich nur einmal das Tempo erschließen: Am 19. Februar 1945 antwortet Latte bereits auf einen Brief aus Hamburg „vom 15. d.M.!“; im Brief an Konrat Ziegler vom 9. Juli 1944 konstatiert er verwundert:

„Die Post zwischen uns scheint mit friedensmässiger Praecision zu funktionieren, ...“

– dies ein klarer Hinweis darauf, dass die Korrespondenz nicht (wie unseligen Angedenkens später in der DDR) zu einer Zensurstelle umgeleitet und dort gründlich gelesen wurde.

Eine Ausnahme unter den Erwähnungen aktueller Ereignisse bildet – was gut begreiflich ist angesichts des hasserfüllten Mordens, welches nach dem 20. Juli 1944 ausbrach – das Attentat auf Hitler, auf das mit keiner Silbe angespielt wird. Ansonsten lässt sich Latte gern über aktuelle Ereignisse aus; die gelegentliche Verwendung lateinischer Namen und Umschreibungen hätte im Ernstfall keinen wirklichen Schutz garantiert. Hier einige wenige Beispiele von vielen: Der Rückzug in Italien und aus Frankreich nach der alliierten Invasion in der Normandie wird so stilisiert (Brief an Konrat Ziegler vom 9. Juli 1944):

„Wie die Situation augenblicklich in der Gegend von Iguvium [st. Gubbio, nahe dem Apenninenpass von Scheggia] steht, ist mir nicht klar ...; noch etwas dunkler ist mir die Lage westlich der Sequana – nun, in ein paar Monaten werden wir klarer sehn.“

Dazu dann am 20. August 1944:

„Inzwischen nähert sich auch die Schlacht in der Normandie ductu et auspiciis summi ducis ihrem Ende, anscheinend ziemlich vollständig, ... Ob die ca. 10 000 Mann cohortes vigilum Lutetia halten können? Wenn es überhaupt angegriffen wird. Ich hoffe doch auf ein günstiges Ende etwan trimenstri vel semenstri spatio.“

Auch von den Berliner Bombenopfern im November ist völlig unverklausuriert (Brief an Konrat Ziegler vom 15. Dezember 1943) die Rede:

„Die Zahlen, die ich aus Bln. hörte – 1,7 Mill. obdachlos, 65 000 tot, können Ihnen zeigen, wie „gut“ Sie noch weggekommen sind.“

An solche Informationen konnte man nur auf inoffiziellem Wege gelangen (präzise Verlustzahlen und Angaben über die Schadenshöhe nach solchen „Terrorangriffen“ wurden kaum je bekanntgegeben) und über die zu sprechen wiederum ein erhebliches Risiko bedeutete. Schließlich am 21. September 1944:

„... hier sieht es nicht sehr schön aus, obwohl es im Augenblick bis auf häufigen Alarm ganz ruhig ist. Aber in ein paar Wochen wird das anders sein, möglich, dass man uns abtransportiert, wenn die Front am Rhein liegt, möglich auch, dass wir einfach als Kanonenfutter verwandt werden – es fehlen noch Erfahrungen für die Praxis in solchen Fällen.“

Zum Thema ‚Alarm‘ auch an Bruno Snell am 1. Juni 1944:

„Man entbehrt hier schmerzlich den Schlaf – zuviel Sirenen, über deren Wohlklang wir eine etwas andere Meinung haben, als der sel. Odysseus – ich bräuchte ohne Wachs und Stricke fertig, mich in die entgegengesetzte Richtung zu bewegen! Wer mag eigentlich für diese Metonymie verantwortlich sein?“

Als sich die zunehmende Bedrohung Schlesiens abzuzeichnen beginnt, lässt Latte kaum verschlüsselt durchblicken, dass er sich keine Illusionen über die Art der Behandlung Deutschlands nach verlorenem Kriege macht (Brief an Konrat Ziegler vom 9. Juli 1944):

„Ihrer Heimat scheint man sich ja nun auch zu erinnern – ich hatte gedacht, die sollte mit Rücksicht auf *fines Poloniae* geschont werden!“

Latte (wie vielleicht mancher Klarsichtige sonst noch) rechnet offenkundig illusionslos mit Abtretung deutschen Reichsgebietes im Osten an ein nach Westen verschobenes Polen. Am 4. August 1944 sucht er den offenbar beunruhigten Ziegler zu trösten:

„An Bomben auf Breslau glaube ich nicht, wohl aber an Räumung; ich hörte heut zufällig, dass Ostpreussen und Oberschlesien an der Reihe sind ...“ (‚Nachrichtenfluss unter einer Diktatur!‘)

Riskant endlich auch die Andeutungen im Brief vom 21. Juni 1944:

„Dr. Schm., der auf Kurzurlaub hier war – er dolmetscht italienischen ‚Freiwilligen‘ über deren Rekrutierung er seltsame Dinge

zu erzählen wusste, ..., jetzt ist er in Stralsund in gleicher Qualität“,

und erst recht der ironische Bericht von dem missglückten Versuch, sich einen ‚aktualisierten‘ Postausweis als Reisedokument zu beschaffen (Brief vom 1. Juli 1944):

„Ich hatte mit Aufbietung von 4 Stunden stehn mir eine Photographie meiner holden Visage besorgt, mich m. d. Briefträger verständigt, als man mich auf der Post beschied, dass Postausweise einstweilen nicht ausgestellt würden, weil die Formblätter verbrannt seien. Ob das nur vorübergehend oder für den Rest der 1000 Jahre gilt, muss ich abwarten. Da es neulich hier auf der Post auch keine 12-Pf.-Marken [= damaliges Briefporto] gab, lässt sich denken, dass der angegebene Grund den Tatsachen entspricht.“

Aber manchmal kehren die Gedanken von der allgemeinen politischen und militärischen Lage doch zu der privaten Situation, um nicht zu sagen: Misere, zurück (Brief vom 15. Dezember 1943):

„Sie sind ja nun hoffentlich bis zum Ende in einem sicheren Port und haben es besser als viele. Wenn ich hier jeden Abend durch die Sirene in den Keller gescheucht werde, und für die Frauen im Hause das ferne Grollen der Einschläge durch irgendwelche Gesprächsthemen zu verdecken suche, könnte ich mich nach Ihrer Ruhe sehnen. Wer das einmal voll erlebt hat, behält in den Nerven ja immer die schneidende Gespanntheit, die den fernen Ton als Mahnung zur Bereitschaft aufnimmt.“

Die ‚schneidende Gespanntheit‘ dürfte auch auf Lattes Kriegserfahrungen verweisen, aus der Zeit, als er u.a. (Brief an Konrat Ziegler vom 9. Juli 1944), wohl 1916/17, einen, wie er behauptet, „ganz leidlichen Winter“ am weißrussischen Narotsch nördlich der Bahnstation Baranowitschi verbrachte und dabei Wilamowitzens jüngst erschienenes Werk (Die Ilias und Homer, 1916) las.

Besonders anrührend unter solchen Lebensumständen, welche behutsamen Töne des Zuspruchs, des παραμυθίσθαι Latte findet, als er Gewissheit über Zieglers Befinden erhalten hat (15. Dezember 1943):

„... ich habe das ja durchlebt und so reicht die Phantasie, die sonst wohl versagen würde, um mit Ihnen mitzufühlen. Ja die Arbeit vieler Jahre ἀέρι πα κέρυπται, ὅθεν πάλιν οὐκέτι νόστος. Aber soviel auch verloren ist, unwiederbringlich, -- wir haben ja beide

nicht nur für den Zettelkasten und Randnotizen gearbeitet. Einiges ist ja in unseren resp. Gehirnen hängen geblieben, und ich bin geneigt, darin den wertvolleren Teil zu sehn, mehr noch in der daraus entspringenden Vertrautheit mit dem Möglichen und Denkbaren. Das bleibt uns, und wenn Sie auch gleich mir erproben werden wie schwer die Arbeit ohne das nötige Werkzeug ist und wie begrenzt das Feld der Betätigung wird, -- für Ihr nächstes Ziel, den Plutarch, ist das Nötigste zu beschaffen, leichter als für Hesych und vielleicht sitzen Sie bei Empfang dieses Briefes bereits wieder über den βίoi, nur leicht gehemmt durch die Empfindung, wieviel leichter sich das Bild geschichtlicher Wirkung vom bürgerlich sicheren Port einer festen biedereren Moral gestalten lässt, als wenn man selber von den Wellen einer ungeheuerlichen Wandlung umhergeworfen wird.“

Unverrückbar demnach hier wie dort (natürlich gilt das auch für Bruno Snell) der Vorsatz, selbst unter neuerlich erschwerten Bedingungen und unbeeindruckt vom Publikationsverbot (auch Ziegler hatte es, am 6. November 1942, getroffen) weiterzuarbeiten:

„Ob ich nun auch demnächst wieder zu meinem Plutarch kommen werde? Zeit wird vielleicht wieder da sein (falls der Tommy es zulässt), aber die rechte Sammlung? Nun, wir müssen eben sehen“,

hatte Ziegler, damals mit den Titeln und Aufgaben eines ‚Luftschutzwarts‘ und ‚Führers des Selbstschutzbereiches‘ geschmückt, am 1. September 1943 von Berlin aus an seine Söhne in einem Bericht über die neuesten Luftangriffe auf Berlin geschrieben.⁵ Der generelle Wille, sich nicht entmutigen zu lassen, erlahmt kaum jemals, und dann auch nur vorübergehend (vergleichsweise selten also Bemerkungen wie in Lattes Brief an Konrat Ziegler vom 1. Juli 1944, bezüglich seiner Arbeit am Hesych:

„... endlich stört einen die Frage, wozu man das Alles macht“,

und ein Exkurs über seinen Kulturpessimismus im Brief an Konrat Ziegler vom 3. September 1944:

„Mein Kulturpessimismus datiert nicht erst von heute und gestern, ... Ich beobachte jetzt hier wieder die geistigen Gliederverrenkungen, die eine Situation, die an das Denkvermögen Anforderungen stellt, den Leuten auspresst. Es verstimmt, selbst wenn man von Haus aus Humor hat, und zuweilen fragt man sich verzweifelnd, ob die Gattung homo sapiens nicht durch den abso-

⁵ Eine Kopie dieses Briefes verdanke ich der Freundlichkeit von Roland F. Ziegler.

luten Mangel an Instinkt hinter den meisten Viechern zurücksteht und die ratio doch nicht brauchen gelernt hat. Wenn ich zu Ihnen gefahren wäre, hätte ich mich mal gründlich ausgeflucht – so ist das so eine versetzte Geschichte, die meine Briefe knurrig macht.“

Mag auch ‚einiges in den resp. Gehirnen hängen geblieben‘ sein, gänzlich ohne ‚Werkzeug‘ geht es in der Philologie auf Dauer denn doch nicht, und so kreisen die Gedanken gleichwohl in beiden Korrespondenzen des öfteren um Strategien, wie man sich wenigstens eine bescheidene Grundausrüstung an Büchern wiederbeschaffen könne. Latte hat sich offensichtlich am intensivsten bemüht (Brief an Konrat Ziegler vom 27. Februar 1944):

„Um Ihre Bücherschätze könnte ich Sie beneiden, wenn ich für dieses Gefühl überhaupt empfänglich wäre und nicht gerade Ihnen alles Gute von Herzen gönnte. Meine Bibliothek umfasst immer noch 15 Bände, ein paar holländische Sachen (Suppl. Epigr., Jacoby), Brugmanns Gr. Gr. (= Geschenk der Schwester eines gefallenen Schülers), W. Schulzes Kl. Schr., Busolt, Judeich, Nilsson aus Becks Handbuch und die Albertische Ausgabe des Hesych. Sonst keinen griech. oder lat. Text, kein Lexikon. Mein Liddle (sic)-Scott-Jones lag in Kopenhagen bei der Suidaseditorin, -- wo er jetzt sein mag, ohne ich nicht.“

(Zieglers ‚Bücherschätze‘ bestanden übrigens damals, abgesehen von ein wenig im Handgepäck geretteter Plutarchliteratur, aus Büchern, die ihm einige hilfsbereite Lehrer der Osteroder Oberschule geliehen oder geschenkt hatten.) Das kurz erwähnte SEG (samt anderen epigraphischen Publikationen) spielt in Lattes Äußerungen eine bemerkenswert große Rolle: Im Brief an Konrat Ziegler vom 21. November 1943 nennt er sein in Hamburg verbranntes Exemplar „von all meinen Zeitschriftenreihen die einzige, an der mir wirklich lag“, und die Publikationen des französischen Epigraphikers Louis Robert las er gar „zur Erquickung“ (Brief an Konrat Ziegler vom 27. Februar 1944).

Die meisten Versuche, über den Buchhandel an weitere Titel zu gelangen, schlugen fehl; manche Verlage haben in dieser Spätphase des Krieges die Auslieferung eingestellt, andere werden sukzessive samt ihren Lagerbeständen durch Luftangriffe zerstört. Aus welchen Quellen Latte im einzelnen an solche (natürlich nicht im großdeutschen Rundfunk mitgeteilten) Informationen gelangt sein könnte, ist kaum je ersichtlich. Streckenweise lesen sich aber seine Briefe wie ein einziger beklemmender Katalog der unerbittlichen Vernichtung dieser traditionsreichen deutschen Kulturinstitutionen (Brief an Konrat Ziegler vom 21. November 1943):

„Weidmann, Cotta, die Würt<t>emberg. Bibelanstalt haben ihre Bestände verloren und neudrucken wird man ja von all dem nichts. Also der Wiederaufbau der Bibliotheken wird recht schwierig sein, und für Wilamowitz' und Mommsens opera omnia ist ‚Hellas und Hesperien‘ ein schwacher Ersatz.“

– 15. Dezember 1943:

„In Leipzig ist ein Verlag ausgebrannt, welcher, weiss ich nicht (Insel?). BG Teubner, um den es wegen seiner Vergangenheit schade wäre, wie um Cotta und Weidmann, scheint verschont zu sein. Bücher sind von ihm nicht zu bekommen, wie von allen deutschen Verlegern – ich habe Judeichs Top. v. Ath. (als einziges von Beck, wo ich Leumann-Hofmann, Busolt, Nilsson, Schwyzer haben wollte) erhalten, ausserdem den Albertischen Hesych, ... Lexica suche ich bis dato auch vergeblich, Pape und Passow sind nur antiquarisch zu haben und Schulwörterbücher von heute nützen mir nichts, -- da weiss ich hoffentlich mehr.“

– Brief vom 4. August 1944:

„In Stuttgart ist ziemlich viel kaputt gegangen, Cotta mit der letzten vollständigen Goetheausgabe, Metzler mit der RE, die ja unentbehrlich ist, die Bibelgesellschaft mit Rahlfs Septuaginta ... und der Ausgabe des NT von Nestle, die doch handlich und bequem war.“

Zur RE und ihren Verantwortlichen vgl. auch den Brief vom 20. August 1944:

„Dass die RE in stürmischen Zeiten ein von deutschen Verlegern sonst nicht beobachtetes Mass von Anstand bewahrt hat, ist wohl in erster Linie Verdienst von W. Kroll, der bei allen Grenzen, die er hatte, in der ruhigen Nüchternheit seines Urteils eine sehr wohltuende Erscheinung war in dem aufgeregten Getue der Niet<z>scheaner und Georginen – von jüngsten Erscheinungen, wo die Leute überhaupt nichts mehr wissen und nur noch ‚erleben‘, ganz zu schweigen. Aber immerhin soll anerkannt werden, dass der Verlag ihn nicht gehindert hat, Dieterich, Sauerländer und JCB Mohr haben das auch nicht getan, aber sonst wüsste ich niemand.“

Zuvor freilich hatte er, am 9. Juli 1944, in einer Anwandlung destruktiven Spotts noch gefragt:

„Was ist eigentlich mit Metzler los –, ist er auch ausgebrannt oder bleibt die RE als Reliquie der deutschen Philologie –, wie Athenaeus und Herodian als Quintessenz der antiken Gelehr-

samkeit? Kommenden Byzantinern zur Erbauung und – zum Abschreiben?“,

und war von Ziegler vermutlich milde getadelt worden.

Selten sind optimistischere Meldungen wie diese (Brief an Konrat Ziegler vom 12. März 1944):

„... ich habe mich an P. Koehler in Leipzig gewandt und von ihm Pape, Pape-Benseler, Lobecks Phrynichos und Schulzes quaest. epicae bekommen (aus [Erich] Bethes Bibliothek).“

Und etwas später:

„... nur will ich Ihnen noch verraten, dass von Blass-Debrunners Neutest. Gramm. soeben bei Vandenhoeck und Ruprecht die 7. Aufl. erschienen ist (11-), das lohnt, da man ja jetzt für die Sprache der Spätzeit nichts mehr zur Verfügung hat, und Sie können sich ja gelegentlich direkt in G. holen, sogar in einen schlechten Pp.-Bd. gebunden (resedagrün).“

In zahlreichen Briefen geht es um die von Ziegler vermittelte Möglichkeit, Latte zu Büchern aus dem Nachlass des Geographiehistorikers Walter Ruge, in der RE seit 1895 zuständig für die Geographie Kleinasiens, zu verhelfen. Und gleich fällt wieder der Name L. Robert (Brief vom 27.2.1944):

„Ruge muss eine Anzahl (scil. von Roberts Büchern) gehabt haben, auch Separata, denn Robert schätzt ihn ...“. Brief vom 12. März 1944: „Die Aussicht auf Roberts Sachen hat mich alten Büchernarren elektrisiert, ... Falls Ruge Dittenbergers *Orientalis Graeci Inscr. sel.* hatte und Sie sie nicht wollen, wäre ich auch dafür empfänglich.“ (Folgen noch eine ganze Reihe von Titeln, die man unter die Kostbarkeiten rechnen darf.)

Doch dann gibt es Bedenken (Brief vom 21. Juni 1944), ob man die Bücher in dieser Zeit auf die Bahn geben solle, und neuerliche Skrupel vor allem im Brief vom 4. August 1944 mit einer Bücherliste als Reaktion auf ein durch Ziegler übermitteltes Angebot von Karl Mittelhaus, Latte Bücher, wohl leihweise, zu überlassen:

„Dazu kommt die Unsicherheit der Lage –, wenn hier geräumt wird (was ich vorläufig nicht glaube), so ist die Möglichkeit, auch nur die paar Bände mitzuschleppen, die ich habe, nicht vorhanden, deshalb möchte ich für Mittelhaus' Bücher die Verantwortung nicht übernehmen, ...“

Solcher Vorsicht wegen sind wohl auch die Rugeschen Bücher vorerst in dessen letztem Wohnort Radebeul geblieben; Latte hat sie aber, vielleicht erst

nach Kriegsende, tatsächlich bekommen: In seiner 1966 von der Regensburger Universität erworbenen Bibliothek befindet sich ein Exemplar der *Inscriptions Grecques* publ. par Louis Robert, Paris 1936 (Coll. Froehner I); auf der Rückseite des Titelblattes Exlibris K. L. (mit dem lukrezischen Motto: *iuvat integros accedere fontes*), auf vorderem Vorsatzblatt handschriftlicher Eintrag ‚W. Ruge, Radebeul‘ (+ Angabe von zwei Rezensionen), rechts oben schließlich handschriftlich ‚en hommage dévoué de L. R.‘

Die wichtigste, ihrem Inhalt nach berufstypische, gleichermaßen von Ziegler, Snell und besonders von Latte angewandte Strategie, sich allen Gewalten zum Trotz zu erhalten, sei mit einigen wenigen Beispielen dokumentiert, die verdeutlichen, wie in erster Linie das ungeachtet mancher Stimmungsschwankungen konsequente Festhalten an wissenschaftlicher Arbeit die Qualität eines lebenserhaltenden Prinzips annehmen konnte, welches es ermöglichte, den Widrigkeiten, Gefährdungen und Erniedrigungen in jener aus den Fugen geratenen Zeit die Stirn zu bieten und wenigstens einen Teil seiner Identität und Würde zu behaupten. Auch deuten sich Pläne an ‚für die Zeit danach‘, wobei – das ist angesichts des politischen Standorts der drei keine Frage – dieses ‚Danach‘ selbstredend in einem zwar verwüsteten, aber vom Nationalsozialismus befreiten Land vorgestellt wird. Eindrucksvoll in dieser Hinsicht vor allem Snells weit ausgreifende Blicke in die Zukunft (Brief vom 19. Februar 1945): Er denkt weiterhin an die Erneuerung der Nauck’schen Tragikerfragmente, dazu an eine Grammatik der äolischen Dichtung (die dann später Eva-Maria Hamm(/Voigt) vorgelegt hat) und an einen ‚Thesaurus Linguae Graecae‘, zunächst mit den Schwerpunkten ‚Ldfe‘ und Hippokrates-Lexikon, was Latte, voller Bewunderung angesichts solchen Mutes, zugleich mit Anregungen quittiert, wie man, etwa durch Auswertung der zahlreichen Spezialuntersuchungen und Kommentare, über ältere, gleichsam naive Stufen der Lexikographie hinaus gelangen könne. Er selber hingegen lässt anklingen, mit wem er u.U. an einer Nachkriegsuniversität gern zusammenarbeiten möchte (Brief an Konrat Ziegler vom 21. Juni 1944):

„... von Friedrich, der stärksten Potenz unter den jüngeren Latinisten [habe ich] nur auf Umwegen [gehört], dass er mit Herzaffection im Lazarett liegt – wenn wir übrig bleiben, können wir den Betrieb allein machen.“

Brief an Bruno Snell vom 19. Februar 1945:

„Dass Friedrich in einem Gefangenenlager bei Toulouse sitzt, werden Sie wissen ...“

Doch fehlt es nicht an Augenblicken düsterster Stimmung (Brief an Konrat Ziegler vom 27. Februar 1944):

„Und wenn ich weiter denke – nach amtlichen Äusserungen sollen die Leute noch 5 Jahre nach Kriegsende in den Starenkästen $4\frac{1}{2} \times 5$ m hausen, die man jetzt allenthalben zurechtzimmert. Das hiesse für mich, dass ich ca. 1950 anfangen könnte, wieder ernsthaft zu arbeiten, also – niemals.“

In solchen Momenten der Verzagtheit empfindet er Zieglers unerschütterliche Zuversicht als hilfreich (ebd.):

„... darum war mirs eine Erquickung, aus Ihren Worten die Energie und Tatkraft zu spüren, mit der Sie sich selber behaupten. Und dafür sollen Sie noch einmal Dank haben.“

Ein Thema, mit dem sich Latte viele Jahre beschäftigt, das er auch mehrfach im Kolleg behandelt hat, waren die Literatur und namentlich die Kultur der Römischen Kaiserzeit, die er in den verbreiteten Standardwerken von Friedländer („bieder“, Brief an Bruno Snell vom 1. Juni 1944) und Kahrstedt (Brief an Bruno Snell vom 19. Februar 1945) ganz unzureichend dargestellt fand. Snell gegenüber entwirft er (Brief vom 1. Juni 1944) Kapitelüberschriften für eine (nie geschriebene) Kulturgeschichte der Kaiserzeit:

„sehr wild, wie für einen 20-Pf.-Roman (die Entdeckung der Seele usw.)“

und fügt einige verdeutlichende Stichworte an:

„Weltreich und Heimat‘ (gab es ein ‚Reichsgefühl‘? ... die Leute reden viel von ihrer Anhänglichkeit an allerhöchste Personen, aber das Imperium lässt sie kalt. Wenn der ältere Plinius auf diesem Gebiet Erkenntnis von Zusammenhängen hat (latifundia perdidere Italiam, der Import von Luxuswaren aus Indien stört die Bilanz des Etats [auch später im Kolleg hervorgehoben!], so ist er ein weisser Rabe (N.B. woher hat er das?)“

Sodann: ‚Schichtung der Gesellschaft‘. Als weitere stellt er für später in Aussicht: ‚Kulturtradition und Substanzverlust‘ und ‚die Bilanz des Lebens‘, darin Kulturpessimismus (Epiktet, Dion von Prusa).

Auch gegenüber Ziegler thematisiert er die Kaiserzeit mehrfach, hier aber fast ausschließlich auf Plutarch beschränkt; Anlass bot Zieglers Arbeit am RE-Artikel ‚Plutarchos‘, der im Juni 1944 abgeschlossen war, aber erst 1949 als SD (²1964), dann endgültig 1951 in Bd. XXI 1 erscheinen konnte (Brief vom 21. Juni 1944):

„Die zweite (scil. freudige Nachricht) ist die Vollendung des Plutarch, die Ihnen alle Ehre macht, weil sie ja ein siegreiches Hindernisrennen darstellt. ... noch einmal herzlichen Glückwunsch

und Glück auf! zu Polybios.“ (den Ziegler anschließend für die RE behandelt hat, ersch. 1952 in Bd. XXI 2)

Wir erinnern uns, dass Latte bereits im Brief vom 15. Dezember 1943 Zieglers Arbeit am Plutarch erwähnt; das wächst sich dort beinahe zu einem kleinen Kolleg aus:

„Er hatte es gut in Chaironeia, der alte Herr, und seine Heroen sehn zuweilen fast wie Emersons representative men aus. Ich habe die unermüdliche Energie, mit der Sie die Ausgabe zuende gebracht haben, immer bewundert und Ihnen das früher auch gelegentlich ausgesprochen.“

Im Brief vom 27. Februar 1944 eine längere lehrhafte Improvisation zu demselben Thema:

„... Leos Buch ist natürlich ... in der genetischen Erklärung unwiderlegt. Aber ich habe doch immer als etwas unbefriedigend empfunden, dass man ein Schema, eine Klassifikation in der Hand behält, die allzuviel nicht für das wirkliche Verständnis ausgibt. Die Auffassung des Menschen, wie sie bei Plutarch so reizvoll sich darstellt als eines ‚moralischen Phaenomens‘, wurzelt natürlich im Peripatos, aber ihre Ausformung bei Pl. (und auch bei Sueton), mit der ganzen Bewertung des Privatlebens als einer eigengesetzlichen Sphäre, losgelöst von der einseitig politischen Bindung und dafür hineingestellt in die engere Umwelt, der Mensch als Mann und Vater, als Freund und Schüler – das ist doch nur durch den Hellenismus möglich und bekommt in der flavisch-traianischen Zeit seine besondere Note. Die Menschen leben eben doch mehr zuhause als auf dem Forum oder im Senat, selbst der Kaiser, und sind gar nicht gewillt, auf das zu verzichten, was ihnen das ‚Privatleben‘ gibt. Indem Pl. die daraus sich ergebende Betrachtungsweise auf Epochen und ein Material überträgt, die dafür nur sehr teilweise geeignet waren, ergibt sich die ‚Form‘ seiner βίαι, die kein Schema ist, sondern Auseinandersetzung mit den vorhandenen Möglichkeiten und mit dem eigenen Temperament, das[s] das eines Erzählers ist.“

Brief vom 9. Juli 1944:

„... was ich über Plutarch im Kopf habe, werden Sie wohl längst wissen; obwohl ich ihn im Kolleg behandelt und relativ viel gelesen habe, gehn meine Kenntnisse und Erkenntnisse kaum über das Übliche hinaus.“

(In dem schon bemühten Brief vom 21. Juni 1944 dann einige Bemerkungen zu Polybios, beginnend mit dem Bekenntnis: „Ich mag ihn nicht!“; folgt Kritik an

„der Selbstgefälligkeit des ‚Fachmanns‘, der sich gegenüber der literarischen Historiographie seiner Unempfänglichkeit für alle ästhetischen Werte berüht ... und ebenso die Unempfänglichkeit für dokumentarische Forschung [Timaios, wo doch Aristoteles in gleicher Verdammnis ist] – dazu dies unausstehlich lederne Griechisch, das wir aus Inschriften und Papyri nun zur genüge kennen – ja mir wirds nicht leicht, die unleugbar vorhandenen Vorzüge der Sachkunde und Ehrlichkeit anzuerkennen.“)

Latte hat weder eine Kultur- noch eine Literaturgeschichte der Kaiserzeit geschrieben. Seine Andeutungen und Gedankenfragmente stehen für einen Plan, der ihm offenbar viel bedeutet hat, den er aber, pflichtbewusst bis zum letzten Atemzug, wie anderes auch der Hesychedition geopfert hat. In seinen Kollegs über die Kaiserzeit ist manches von dem brieflich Skizzierten wiederkehrt. Dabei konnte selbst der Anfänger spüren, dass ihn das Thema faszinierte, zugleich aber auch irritierte, letzteres gerade wegen der verbreiteten Neigung der Bürger des Imperium Romanum, sich aus Öffentlichkeit und Politik in das Private zurückzuziehen, was ihm, mit Blick auf die republikanische römische Gesellschaft, als ein Hinweis auf fortschreitende Dekadenz galt. So beurteilte er in seinen Vorlesungen vergleichsweise wenige Geister mit Respekt und Anerkennung, die Philosophen Seneca und Epiktet etwa, auch Dion von Prusa, Marc Aurel und den ‚Aufklärer‘ Oinomaos von Gadara; von den Dichtern den philosophisch getönten Manilius, schließlich auch die raffinierten Künstler Lucan und Statius als Pendants zu den Prosavirtuosen Petron und Apuleius. – Ein kurz aufscheinender Plan, den Erzählungsstil der ‚Fasti‘ Ovids in Auseinandersetzung mit Heinze zu behandeln (Brief an Konrat Ziegler vom 15. Dezember 1943) und den alexandrinischen, nicht-römischen Charakter ihrer Mythologie herauszustellen, ist gleichfalls nicht ausgeführt worden.

Ein schönes Beispiel für das von Latte oft beschworene, ihm jetzt nur noch schriftlich gestattete *συμφιλολογεῖν* hält sein Brief vom 27. August 1944 bereit. Snell hatte einen Beitrag, bestehend aus mehreren kurzen Miszellen oder Lesefrüchten, unter dem Sammeltitle ‚Zu den Fragmenten der griechischen Lyriker‘ für den ‚Philologus‘ verfasst, den er damals gemeinsam mit Joh. Stroux und Hans-Ulrich Instinsky herausgab. Der Beitrag ist im letzten Heft des letzten Kriegsjahrgangs erschienen (96, 1944, S. 282-292, wieder in seinen ‚Ges. Schriften‘, Göttingen 1966, 68-77). Lattes Brief führt einen früheren Meinungsaustausch fort. Es geht um die Bedeutung von *ἔσχαταιά*, demnach um

Alkaios fr. 4 D. [= 328 L.-P. = V.], das Snell im dritten Abschnitt seines Beitrags behandelt und das er, verknüpft mit dem ebenfalls von dem Metriker Hephaestion zitierten fr. 1 D. [= 307a L.-P. = V.], einem Hymnos auf Apollon zuweisen möchte.⁶ (Abgesehen von M. Treu und Gallavotti sind ihm neuere Herausgeber bei der Verknüpfung der Fragmente nicht gefolgt.) Snell übersetzt ἐσχατίαισιν, unter Verweis auf Herodot, mit ‚am Rande der Welt‘, was Latte zwar etwas widerstrebend, aber schließlich doch akzeptiert, obwohl ihm offensichtlich auch Snells Kombination beider Fragmente überhaupt nicht geheuer zu sein scheint. Dennoch schlägt er, um wenigstens dem syntaktisch verquerten τις beizukommen, ein stützendes Adjektiv, e.g. χεῖμερος bzw. χεῖμερρος für den verlorenen anschließenden Text vor (und für den vorangehenden, dem Anrufungs- und Prädikationsstil zu Beginn eines Götterhymnos durchaus konform, so etwas wie ὃς θέρει μὲν ἐν Δάλῳ πάρει). Snell lässt diesen Vorschlag drucken („... also etwa χεῖμερος, wie K. Latte vorschlägt“, S. 72 = 285). Bemerkenswert scheint mir hierbei insbesondere das Präsens zu sein, das den Charakter einer unauffälligen Botschaft tragen könnte. Latte hat übrigens seine Zweifel und seine Missbilligung der Snellschen Übersetzung von ἐσχατιάι erst neun Jahre später öffentlich artikuliert, als er die zweisprachige Alkaios-Ausgabe von Max Treu einer durchweg unfreundlichen Kritik unterzog.⁷

In jenem Brief vom 27. August 1944 geht es dann um die zweite von Snells Philologus-Miszellen, die Archil. frag. 113 und 114 D. [= 188 W.] betrifft, besonders um die Bedeutung von ὄγμος. Im letzten Teil dieses ausführlichen Schreibens schließlich diskutiert Latte die erstmals 1941 in Bd. XVIII der P.Oxy (als Nr. 2173) publizierten Kallimachosbruchstücke (später Frag. 383 Pf.); damals mussten die vereinten Bemühungen noch unbefriedigend ausfallen: Erst 1977 haben die Papyrusreste aus Lille (s. III. a.C.!) erwiesen, dass es sich um eine längere Partie aus dem Anfang von Buch 3 der ‚Aitia‘ handelt (jetzt zusammen im Suppl. Hell. 254-269).

Endlich zum wichtigsten Themenbereich innerhalb der Überlebensstrategien: dem cantus firmus sozusagen, Lattes Lebensaufgabe, der editorischen Arbeit am byzantinischen Lexikon des Hesychios, die ihm bereits seit Mai 1914 gemäß einem mit B.G. Teubner geschlossenen Vertrag oblag.

Latte hatte ungeachtet der Beschränkungen, denen er in Hamburg unterworfen war, dank der Unterstützung Bruno Snells regelmäßige Berichte über den

⁶ Alc. fr. 1 D. = 307a L.-P. = V.: Ὠναξ ἄπολλον, παῖ μέγαλω Δίος. – Alc. fr. 4 D. = 328 L.-P. = V.: καὶ τις ἐπ’ ἐσχατίαισιν οἴκεις.

⁷ Gnomon 25, 1953, 348-350.

Stand seiner Arbeit an dieser Edition an die Dänische Akademie senden, darüber hinaus 1942 der internationalen Fachwelt noch mitteilen können, dass der (bereits 1939 im Manuskript abgeschlossene) erste Band des Hesych (A-Δ) druckfertig vorliege, und zwar geschah dies in Anm. 2 seines Aufsatzes ‚Neues zur klassischen Literatur aus Hesych‘, der erstaunlicherweise, sozusagen unter den Augen der deutschen Besatzungsmacht, in der *Mnemosyne* (III 10, 81-96 = Kl. Schr. 667-679) erschienen war. Dem Usus der Zeitschrift gemäß stand sogar seine volle Hamburger Adresse unter dem Beitrag. Dieser erste Band des Hesych, rechtzeitig nach Kopenhagen in Sicherheit gebracht, entging der Zerstörung, konnte aber erst 1953 erscheinen. Latte hatte in seiner Hamburger ‚Quarantaine‘, unterstützt und mit Literatur versorgt durch Snell und vielleicht den einen oder anderen verlässlichen und mutigen Helfer, die Arbeit am Hesych unermüdlich fortgesetzt und war im Juli 1943, zumindest mit umfänglichen Vorarbeiten, bis O vorgedrungen (Brief an Konrat Ziegler vom 12. März 1944). Diese Materialien, E-O, verbrannten mit allem übrigen im Hamburger Feuersturm Ende des Monats. Um so eindrucksvoller unter Lebensbedingungen, die keinen Anlass zu Optimismus boten, die Disziplin, mit der Latte unverzüglich, nämlich sobald er zwischen Ende September und Mitte Oktober sein Domizil in Düsseldorf gefunden hatte, daran ging, das Verlorene zu rekonstruieren. Von den Büchern, die er besaß, konnten ihm die meisten für die Arbeit am Hesych nicht viel nützen; einige andere befanden sich bei Snell in Hamburg. Ein wenig scheint ihm die durch die Schmidts irgendwie eröffnete Möglichkeit weitergeholfen zu haben, die Landesbibliothek in Düsseldorf zu benutzen (Brief an Bruno Snell vom 14. Oktober 1943):

„Im Augenblick versuche ich mit Schmid eine Form auszubaldowern, wie ich hier die LB benutzen kann, deren *Philologica* noch wohlerhalten hier liegen.“),

was freilich dadurch erschwert wurde (Brief an Konrat Ziegler vom 21. November 1943), dass der Zettelkatalog ausgelagert worden war. Immerhin hatte er sich wenigstens, wie erwähnt, als Arbeitsgrundlage die vorletzte, von L. Küster († 1716) begonnene, von dem Leidener Theologieprofessor Joh. Alberti († 1762) weitergeführte und schließlich von David Ruhnken 1766 zu Ende gebrachte zweibändige Hesychausgabe beschaffen können. Seine Briefe an Konrat Ziegler und Bruno Snell sind reich an Mitteilungen über seine Weiterarbeit, die sich freilich fast ausschließlich auf das Rekonstruieren eigener früherer Emendationen beschränken musste: Überprüfung seiner Vermutungen war, auch mit Hilfe des Pape, so gut wie unmöglich. Folgende Stationen des mühevollen Weges, der über den Endpunkt des bisher im Druck Erschienenen beträchtlich hinausführt, zeichnen sich ab (Brief an Konrat Ziegler vom 21. November 1943):

„Ich habe mir einen Hesych besorgt [der Alberti ist gemeint] und habe von den 7700 Glossen in E (langer und langweiliger Buchstabe wegen ἐν-, εἰς-, ἐξ-, ἐν-) 6000 durchgemendiert, sogut sich das aus dem Gedächtnis machen lässt, – mancherlei, was ich s.Z. 1940 daran getan hatte, fällt mir noch wieder ein, aber in vielen Fällen ist der Mangel an Büchern natürlich eine Hemmung, gegen die alle guten Einfälle machtlos sind.“

In dem Brief an Konrat Ziegler vom 12. März 1944 klingt es zuversichtlicher:

„... ob man 3 Bücher mehr oder weniger hat, macht nicht so viel aus und ich sehe bei dem Neuarbeiten der Hesychnoten (die bis O gediehen sind, so weit, wie sie im Juli 43 vor der Katastrophe waren), dass Gedächtnis und Sprachkenntnis doch das Wesentliche sind.“

– Aber die Stimmung schwankt (Brief an Bruno Snell vom 1. Juni 1944):

„Ich ... habe etwas weiter am Hesych gewerkelt (stecke in Σ) ohne viel Freude –, ohne Pollux, Photios und das ganze Parallelmaterial ist nicht allzuviel in dieser Gegend zu machen, wo nicht jede 5., sondern durchschnittlich jede 2. Glosse unsinnig korrupt ist, ...“

– Vgl. den etwas kleinlauten Brief an Konrat Ziegler vom 1. Juli 1944:

„Inzwischen murkse ich weiter, ohne viel Lust – Konjizieren in die leere Luft hinein macht keinen besonderen Spass und die eine Handschrift, die wir haben, wird gegen Schluss immer schlechter. Es ist auch weniger gearbeitet, da die Herausgeber gegen Ende alle müde geworden sind, und endlich“

– das kennen wir schon –

„stört einen die Frage, wozu man das Alles macht“,

und vom 4. August 1944:

„Ich bossele noch am Hesych, in σ, d.h. dem letzten Buchstaben mit über 1500 Glossen, aber ohne grosse Begeisterung. Heroism consists in hanging on -- one minute longer ...“

(dieser Satz, in Zitatensammlungen abwechselnd als anonym oder norwegisch ausgewiesen, demnach, wie es scheint, von einem Englisch sprechenden anonymen Norweger erfunden, liefert ein gutes Beispiel für den kauzigen, oft auch selbstironischen Humor, mit dem Latte selbst in diesen Zeiten nicht selten den Adressaten überrascht).

Brief an Konrat Ziegler vom 20. August 1944:

„Im Hesych beende ich in dieser Woche Σ – obs mehr wird, kann man nicht ahnen.“

– Vgl. Brief an Bruno Snell vom 27. August 1944:

„... Σ ist übrigens auch fertig, T wirds wohl nicht werden.“

Doch hierin straft er sich kurz darauf selber Lügen (Brief an Konrat Ziegler vom 6. November 1944):

„Trotzdem (scil. trotz Angriffen und Alarm als Dauerzustand) stecke ich im Φ , habe also 50 000 Glossen hinter mir und nur noch 2000 vor mir – und mir fällt sogar zuweilen etwas ein.“

Und im Brief an Bruno Snell vom 10. Februar 1945:

„... will ... Ihnen rasch die letzte Hesychkonjektur (letzte Gl. von ω !) mitteilen für Ihre Tragikerfrg.“

Doch sein Versuch, Soph. Fr. 351 N², begleitet von Kritik an Naucks „trivialem“ Heilungsversuch der sehr korrupten Partie, seinerseits zu emendieren, schlägt fehl: Snell verwirft sogleich den durch einen metrischen Fehler belasteten Einfall (Radt, F 382, kennzeichnet, sicher mit Recht, das Bruchstück als unheilbar). Darauf Latte (19. Februar 1945):

„Weniger Freude hat mir Ihre nur zu berechnete Kritik meiner Konjektur gemacht; es ist ein Zeichen, wie man herunterkommt, dass einem so elementare Schnitzer passieren. ... Also: ‚lat wie dat!‘“

Zum Abschluss dieses Arbeits- und Themenbereichs ein paar Beispiele für Lattes verbissenen Arbeitseifer, zugleich aber auch für die Mühsal und für die Grenzen, an die seine Emendationsversuche ohne hinreichende philologische Hilfsmittel oftmals stoßen mussten. Es handelt sich um Glossen aus den unpublizierten Vorarbeiten (Brief an Konrat Ziegler vom 21. Juni 1944):

„Hes. $\sigma\acute{\iota}\nu$ τὴν σεμνήν βαβῶν. Eine dunkle Erinnerung sagt mir, dass Shin die babylonische Mondbezeichnung ist, woraus sich τὴν σελήνην βαβ(υλ)ών(τοι) (dies schon Mus.) ergäbe. Aber da ichs nicht verifizieren kann (ein Griff in Roscher hätte das ergeben) bleibt eine haltlose Vermutung, die man zu ihresgleichen notiert, $\sigma\acute{\iota}\acute{\alpha}\nu$ (= θεάν) und Λάκων(ες) fast ebenso möglich. [Latte hat den Fall auch Snell vorgetragen, der ihm die babylonische Mondbezeichnung bestätigt hat: Brief vom 27. August 1944] ... Selten gelingt mal so etwas wie $\pi\alpha\lambda\lambda\acute{\alpha}\chi\alpha\nu\omicron\nu$ κρόμμον Ἄσκαλωνίται. Dass

die Zwiebel „Allgemüse“ heisst, versteht, wer südliche Küche kennt, aber im schwarzen Walfisch zu Askalon kochte man nicht auf Griechisch. Der Zufall, dass ich Athenaeus [die gemeinte Stelle: 2,68e] zur Hand habe, belehrt mich, dass ἄσκαλόνιον eine Zwiebelart ist (fehlt bei Pape) und gibt damit die Emendation.“

(Ein drolliger Einfall in diesem Zusammenhang ist der Rekurs auf Victor v. Scheffels seinerzeit, etwa neben dem ‚Heil’gen Veit vom Staffelnstein‘ und dem ‚Ichthyosaurus‘ besonders in studentischen Kommersbüchern sehr populäres Gedicht ‚Altassyrisch‘, dessen erste Strophe lautet:

Im schwarzen Walfisch zu Askalon
da trank ein Mann drei Tag,
bis dass er steif wie ein Besenstiel
am Marmartische lag ...)

Diese Zwiebelsorte von Askalon hat übrigens ihren Weg bis in die neuzeitliche westeuropäische Küche gefunden: nämlich als scalogno, escaloña, échalotte, shallot oder Schalotte.

Ein weiteres Beispiel (Brief an Bruno Snell vom 1. Juni 1944):

„... jede zweite Glosse (scil. im Σ) unsinnig korrupt, typ. σάλλα· δρυσοφύουσα. Ich habe eine Weile herumprobiert, bis ich begriff, dass darin ein lakon. mit σ für θ geschriebenes Derivat von θαλία steckt, σαλιαία oder so, und χρυσοφοροῦσα zu bessern ist; am Fest trägt man Goldschmuck. Aber das artet in ein Spiel aus. Denn auch θαλεία· δρῦς φύουσα <θάλλουζ> wäre an sich möglich und ist nur deshalb weniger wahrscheinlich, weil θάλλος der Olivenzweig ist.“

Das mag zum Thema ‚Hesychausgabe‘ genügen, zumal dieses Thema in der Auswahl der Nachkriegsbriefe an Bruno Snell nur ein einziges Mal ziemlich marginal aufscheint (Brief vom 23. August 1945):

„... Hes., den ich endlich loszuwerden wünschte.“

Erst als die schlimmsten Anlaufschwierigkeiten nach dem Neubeginn des Lehrbetriebs an der Georgia Augusta überwunden waren, vielleicht sogar erst nach seiner Übersiedelung nach Göttingen, scheint sich Latte dieses seines Generalthemas erneut angenommen zu haben. Dennoch: Diese Ausgabe, der er insgesamt beinahe 50 Jahre seines Lebens gewidmet hat, sollte ein Torso bleiben. Die Edition, deren imponierende Vorzüge aber auch nicht unerhebliche Schwächen namentlich Hartmut Erbse und Winfried Bühler⁸ in gründli-

⁸ ByzZ 48, 1955, 130-138 bzw. Gnomon 42, 1970, 339-354.

chen, fairen Rezensionen dargelegt haben, ist auch 35 Jahre nach dem (postumen) Erscheinen des zweiten Bandes noch nicht vollendet; doch besteht nunmehr, wie ich von Klaus Alpers höre, gute Aussicht, dass Peter Allan Hansen, der im Auftrag der Dänischen Akademie der Wissenschaften die Bearbeitung übernommen hat, in nicht allzu ferner Zukunft den abschließenden Band (II-Ω) vorlegen wird.

Epilog

Ende Februar, spätestens Anfang März 1945, ist Latte mit seiner bescheidenen Habe, darunter den rekonstruierten Hesychmaterialien, nach Osterode, zunächst in einen Gasthof, dann in ein möbliertes Zimmer in Freiheit (Hauptstr. 74) umgezogen, wo er auch noch blieb, als er regelmäßig einige Tage in Göttingen zubringen musste (Brief vom 23. August 1945):

„... hier verhungere ich wenigstens nicht und habe etwas Holz.“

– 9. September 1945:

„... lebe im übrigen in Osterode in meiner Wohnung, wo ich Holz und einen Ofen habe.“

Vermutlich war er schließlich doch in den Besitz jenes erstrebten Postausweises gelangt. Ziegler, mittlerweile in Osterode wohletabliert, nahm sich seiner an und führte ihn bei seinen Freunden und Bekannten ein. Krieg und Nazi-herrschaft endeten am 11./12. April 1945 – Latte war gerettet. Vielleicht war es sogar der ab 17. April eingesetzte neue Landrat Konrat Ziegler, der ihn alsbald mit gültigen Ausweispapieren ausstatten ließ.

Über die allerersten Nachkriegsmonate liegen mir keine Zeugnisse vor, doch hat es zweifellos bereits vor der frühesten Postkarte vom 9. August 1945 Briefkontakt zwischen Snell und Latte gegeben: Der bezieht sich nämlich auf Snells „Zureden“, das

„den Effekt gehabt (hat), dass der Dekan (scil. ihn, Latte) gebeten hat, vorläufig für D[rexler] einzuspringen ...“

Der Wortlaut ist doch wohl so zu verstehen, dass die Bitte des Dekans (es handelt sich um den Anglisten Herbert Schöffler, der im April 1946 nach einer höchst problematischen Amtsführung seinem Leben ein Ende setzte) nicht so sehr den spontanen Wunsch der Fakultät nach Wiedergutmachung zum Ausdruck brachte, sondern einer Anregung Snells verdankt wurde. Immerhin akzeptiert Latte:

„Ich habe ... trotz dem etwas ungehörigen Ton zugesagt, mit innerem Widerstreben ...“

Von nun an spiegelt die Korrespondenz ganz überwiegend die ‚neue‘ Lebenssituation Lattes, die mit seiner Rückkehr an die alte Alma Mater verbundenen Probleme und Schwierigkeiten sowie seine vielfältigen Enttäuschungen und, damit zusammenhängend, die oftmals abrupten Stimmungswechsel wider, die er vor Snell nicht im geringsten zu verbergen bemüht ist.

Namentlich zwei Aspekte sind es, durch die er den Göttinger Neuanfang fast unerträglich belastet sieht: Immer wieder ist von den schwierigen Lebensbedingungen die Rede: Eine Bahnfahrt von Osterode in das etwa 50 km entfernte Göttingen dauert im August 1945 sechs Stunden, von 4.30 Uhr bis 10.30 Uhr, in primitiven Zügen, bei zweimaligem Umsteigen, mit langen Zwischenaufenthalten; die Rückfahrt wenigstens dauerte ‚nur‘ drei Stunden:

„... ich bin von meinen Exkursionen nach G. ... und zurück ... an einem Tage immer halb tot. Und doch muss ich die Wohnungsfrage lösen ...“

Glücklicherweise ließ sie sich bald lösen, und zwar kurz vor Beginn des Semesters (das ursprünglich vom 17. September bis 1. November dauern sollte, aber fortwährend verlängert wurde, um den knappen Wohnraum möglichst kontinuierlich zu nutzen, und das schließlich bis Ende Januar 1946 reichte; bissiger Kommentar Lattes am 9. September:

„Um das Viehsterben zu verstärken, soll in diesem Winter in G. möglichst lange gelesen werden“):

Latte fand in der Merkelstr. 8/II bei Wurm ein möbliertes Zimmer, das zuvor Hans Herter bewohnt hatte. Dass sich vorher niemand in Göttingen für seine Unterbringung interessiert hatte, wertete er als Hinweis darauf, dass er allen unwillkommen sei (6. September):

„... ich halte für möglich, dass hinter dem geringen Eifer für meine Wohnung die Hoffnung steht, mich damit abwimmeln zu können.“

Notgedrungen übernachtet er einmal, unter gesundheitlicher Beeinträchtigung, im Flüchtlingsasyl, ein anderes Mal räumt ihm Frl. v. Seebach, die treffliche immerwährende Sekretärin im Dekanat, eine Dachstube ein. Das Fazit dieser Lebens- und Arbeitsumstände lautet (6. September):

„... der Aufenthalt in G. (ist) recht angreifend ... ohne Heizung, mit ganz ungenügendem Essen und auf halbe Tage aussetzendem Licht“,

zu letzterem Thema auch am 18. Dezember:

„... wir (haben) hier nur zweimal in der Woche Licht ... (in O. an bestimmten Tagen, in G. beliebig ohne jede Regel; man sitzt an der Arbeit, redet im Kolleg, plötzlich wird's duster, man sagt: χαίρει φίλον φῶς und resigniert).“

Der ‚geringe Eifer‘ steht seiner Meinung nach in engem Zusammenhang mit einer latenten Feindseligkeit dem Zurückgekehrten gegenüber, welche dieser auf die politische Einstellung der meisten Professoren zurückführen möchte (Postkarte vom 9. August):

„Gö. fand ich unglaublich ... – ob es dort (mit den uns bekannten Ausnahmen) Nicht-Nazi gibt?“

Dies also ist der zweite negative, ihn begreiflicherweise nachhaltig beschäftigende Aspekt, die quälende Frage, ob und wie er, als nur vorläufiger Vertreter (bis 1. November 1946!) auf seinem eigenen früheren Lehrstuhl mit geringerer Autorität ausgestattet als die meisten anderen Fakultätsmitglieder, mit diesen werde zusammenarbeiten können. Manche von ihnen zählt er offenbar zu

„den Gespenstern, die (scil. für ihn in Göttingen) ... zwischen den Mauern hausen“,

zu solchen ehemaligen Kollegen, die sich nach 1933 von ihm abgewandt, jedenfalls keine Anteilnahme oder gar Solidarität gezeigt hatten. Und wie sollte es, angesichts anhaltender Verweigerung irgendwelcher Absprachen und Planungen des Lehrprogramms seitens der nächsten Fachvertreter (zu denen damals, außer Karl Deichgräber und dem Emeritus Max Pohlenz, noch Ludolf Malten, zeitweise auch Hans Herter und Werner Hartke zählten), jemals zu einem sinnvoll gestalteten Lehrbetrieb kommen? So sieht er sich von Anfang (6. September) in einen ausweglosen Kampf

„mit ... Fronten nach allen Seiten“

verstrickt und kommt (24. Februar 1946) zu dem erschütternden Fazit, dass er bis 1943

„... als Dienstmädchen, Krankenpfleger und Hesychbearbeiter im Uhlenhorsterweg ein unvorstellbares Maß von Ruhe und Beschaulichkeit“

besessen habe! Sein Missbehagen wird gesteigert durch die Beobachtung (23. August),

„... dass ... man um D[rexler] heisse Tränen weint, auch der Brief des Dekans an mich redete nur davon“

(das also war der „etwas ungehörige Ton“!) und durch die Tatsache, dass Pohlenz, Kahrstedt und der Sprachwissenschaftler Ed. Hermann „ein Restitutionsgesuch“ für Drexler auf den Weg gebracht haben, ein Signal, dass demnach auch diese Kollegen ihn rasch wieder loswerden möchten.

Kein Wunder, dass er eine Idealbesetzung der altertumskundlichen Lehrstühle entwirft, in der Snell als Gräzist, Rudolf oder Hampl als Althistoriker und Kaschnitz v. Weinberg als Archäologe figurieren. Da aber Snell mit Entschiedenheit an Hamburg festhielt und auch während eines Kurzbesuchs bei Latte im September oder Anfang Oktober 1945 „trotz der Lockung durch die Akademie“ nicht umzustimmen gewesen war, da die Nachbarfächer natürlich seinen Wunschgedanken nicht zu unterwerfen waren, konzentrieren sich seine Gedanken nach der Amtsenthebung Deichgräbers Ende Januar 1946 zunehmend wieder auf W.-H. Friedrich. Deutlichere Kontur hat diese Idee am 24. Februar 1946 gewonnen: „Ich habe daran gedacht, Friedrich zu holen“, freilich müsse man den „erst aus Frankreich loseisen“, und für ihn, Latte, würde dies auf längere Sicht „in beträchtlichem Umfang“ die Ausarbeitung neuer, vor allem gräzistischer Kollegs bedeuten (seine Stimmung spiegelt der bissige Zusatz:

„für den Fall, dass man je wieder dazu kommt, aus diesem Meer von Primitivität und Unwissenheit aufzutauchen. Sonst – Antigone für Unterprimaner könnte ich noch ohne Vorbereitung machen, auch mit den nötigen geisteswissenschaftl. und literaturgesch. Verbrämungen, die an den meisten Studenten übrigens spurlos abgleiten.“)

Friedrichs Übernahme des zweiten Lehrstuhls sollte erst 1948 erfolgen; die Zwischenzeit wurde, ganz in Lattes Sinn, mit Hilfe von Walter F. Otto als Lehrstuhlvertreter überbrückt. (Und danach haben, wie gewiss vielen erinnerlich, Latte und Friedrich in kollegialer Absprache regelmäßig abwechselnd griechische wie lateinische Lehrveranstaltungen angeboten.)

Lattes Missbehagen steigert sich erneut, als ihm Konrat Ziegler Anfang September 1945 seinen Wunsch eröffnet, in Göttingen eine Honorarprofessur und, im Falle der absehbaren Entlassung Karl Deichgräbers, dessen Ordinariat zu übernehmen. Freilich artikuliert er seine Verärgerung vorerst nur gegenüber Snell; einer Aktennotiz Zieglers vom 18. März 1947 zufolge hat er diesem zunächst „aufs bereitwilligste seine Hilfe“ bei der Berufung zugesagt und sogar ein Szenario dafür entwickelt,

„... mit der einzigen Einschränkung, dass es vielleicht nicht zu erreichen sein würde, dass ich an erster Stelle auf die Liste käme,

sondern etwa Reinhardt – der ... sicher nicht kommen würde, sodass meine Berufung damit so ziemlich gesichert würde.“

Hier bahnte sich die Entfremdung an, die im März 1947 mit dem völligen Bruch zwischen den beiden ehemaligen, über 20 Jahre lang freundschaftlich miteinander verbundenen Kollegen enden sollte. Freilich war Ziegler reichlich impulsiv und unbedacht vorgegangen: Er hatte bereits vor dem Gespräch mit Latte, ohne die Gepflogenheiten des Dienstweges zu bedenken, direkt mit dem ihm seit 1931 persönlich bekannten Kultusminister Ad. Grimme über seine Göttingen betreffenden Wünsche geredet und Unterstützung zugesagt bekommen. Auch hatte er gegenüber dem Minister, vielleicht für den Fall, dass es Latte unmöglich gemacht werden würde, endgültig in Göttingen zu bleiben, Hamburg als denkbaren künftigen Wirkungsort für diesen ins Gespräch gebracht (wo Snell tatsächlich einen nicht genauer bezeichneten ‚Posten‘ für Latte bereitstellen wollte), und er hatte – mit der für ihn typischen Aufrichtigkeit – Latte von diesen Gedankenspielen erzählt. Trotz solcher Ungeschicklichkeiten auf Seiten Zieglers überrascht doch die Schärfe, mit der Latte des öfteren in dieser Zeit über seinen früheren Kollegen urteilt, ganz entschieden. Einleuchten kann freilich sein Argument, er benötige neben sich einen jüngeren Mann (Ziegler stand damals bereits im 62. Lebensjahr). Dessen ungeachtet stellt und begründet er gemeinsam mit Kahrstedt einen Antrag auf eine Honorarprofessur für Ziegler. Das groteske Schicksal dieses Papiers und weiterer Schreiben in derselben Angelegenheit sei hier ausgespart, es würde Stoff für eine eigene Darstellung liefern.

Offenbar auf begütigende Einwände Snells hin findet Latte zwischendurch auch immer wieder einmal moderatere Töne, nennt Ziegler (9. September) einen braven Mann, der menschlich sehr sympathisch sei, und überlegt am 24. Februar 1946, als Ziegler ihm nach dem Tode von Karl Mittelhaus anbietet, fortan gemeinsam die RE herauszugeben, ernsthaft, ob er nicht zusagen solle, mit der unerwarteten Begründung

„... ich könnte da ja allerlei machen –, und man wird endlich bekannt. Mit guten Büchern und Aufsätzen schafft man das ja in diesen Zeiten nicht.“

Wie man weiß, hat er das Angebot schließlich doch nicht angenommen.

Doch lässt die Briefauswahl neben zahlreichen unersprießlichen Erfahrungen in dieser ersten Göttinger Zeit auch erkennen, wie Lattes altgewohnte Disziplin allmählich wieder die Oberhand gewinnt, wie er sich energisch zur Ordnung ruft, wie er sich pflichtbewusst der Erfordernisse seines Amtes annimmt und wie er endlich auch, trotz aller Erschwernisse, wieder zu wissenschaftli-

cher Arbeit findet. So ist, neben Gedanken über notwendige Universitätsreformen mit dem Ziel, „eine Auslese zu bewirken“, und „die Zahl der Studenten zu verringern“ (nämlich durch obligatorische ‚Fleissprüfung‘), den „Rest vorsichtig, aber bestimmt an andere Berufe abzugeben“, mehrmals von den Themen seiner Kollegs und Seminare die Rede (im WS Vergil, Choephoren, Elementargrammatik); zum Sommer 1946 will er u.a. ‚Humanität und Humanismus im Altertum‘ für Hörer aller Fakultäten ankündigen („eine Kriegserklärung an die ‚Manen‘ Drexlers“), Grundlage des 1947 als Einzelpublikation erschienenen Vortrags ‚Griechentum und Humanität‘. Die Beschäftigung mit Vergil, insbesondere mit Ecl. IV, veranlasst ihn einerseits zu kritischer Auseinandersetzung mit Ed. Nordens ‚Geburt des Kindes‘, in dem er „die gleiche verblasene Art, Stimmung zu machen, statt zu interpretieren“ diagnostiziert wie in Nordens letztem Buch („Aus altrömischen Priesterbüchern“), und er folgert unerbittlich:

„Es war nicht nur die Depression der Verfolgung, die für die Denkfehler verantwortlich ist. Deubners banale Nüchternheit ist da wirklich stellenweise noch überlegen.“

Auf der anderen Seite kommt ihm der Anfang Oktober als wohl erste deutsche Nachkriegspublikation erschienene Bd. I von „Antike und Abendland“ sehr gelegen, weil er dort seine Auffassung der vergilischen Bukolik in Snells berühmtem und später in die ‚Entdeckung des Geistes‘ aufgenommenem Aufsatz ‚Arkadien, die Entdeckung einer geistigen Landschaft‘ weitgehend bestätigt sieht; sein Dankesbrief vom 6. Oktober mit einigen weiterführenden Hinweisen fällt entsprechend enthusiastisch aus.

Des weiteren trägt er sich eine Weile mit dem Plan, mit Hilfe der Materialien des ThL ein

„Handlexicon ... herstellen zu lassen; da Georges verbrannt ist, ist das eine dringliche Notwendigkeit.“

Doch abgesehen von der Schwierigkeit, „die 5 Akademien unter einen Hut zu bringen“ (1. bzw. 18. Dezember), es fehlt an koordinierender Leitung (Ida Kapp sei dafür „zu weich und vornehm“, Hildegard Kornhardt mit dem Nachlass ihres Onkels Oswald Spengler beschäftigt, zudem nach einem Unfall durch eine Beinamputation schwer beeinträchtigt). Dieser Plan ist, sicherlich auch dank der danach einsetzenden, aber 1945/46 zunächst schwerlich vorhersehbaren Effizienz der WBG und mehrerer auf Nachdrucke spezialisierter Verlage, offenbar obsolet geworden. Besonderen Auftrieb gibt Latte eine Einladung Snells, vermutlich ausgesprochen schon bei dessen Kurzbesuch in Göttingen, in Hamburg zwei Vorträge zu halten. Obwohl vor allem durch das Fehlen wichtiger Literatur

– 23. August: „... das Seminar hat ... $\frac{1}{3}$ seiner Bücher, die U.B. lagert in e. Bergwerk, ist also nicht vorhanden“ –

immer wieder behindert, gelingt es ihm, sie im Frühjahr 1946 abzuschließen. Es handelt sich um die beiden, im selben Jahr in Bd. II von „Antike und Abendland“ publizierten Beiträge ‚Der Rechtsgedanke im archaischen Griechenland‘ und ‚Hesiods Dichterweihe‘.

Zwar sollte es noch beinahe ein Jahr dauern, bis Kurt Latte wieder mit allen seinen ehemaligen Rechten ausgestattet und zum Ordinarius ernannt wurde, doch dürfte nunmehr die hier sich abzeichnende ‚Tendenzwende‘ ihre stetige Fortsetzung gefunden haben. Allgemeine Anerkennung und Ehrungen im In- und Ausland werden bei ihm ein Übriges getan haben, der vielfältigen Widrigkeiten nach und nach Herr zu werden. Geblieben ist jedenfalls bei allen, die seinerzeit seine Kollegs und Seminare erlebt haben, die dankbare Erinnerung an einen souveränen Philologen und brillanten akademischen Lehrer.

Literaturhinweise

Nachruf des Rektors der Georg-August-Universität, Walther Zimmerli, vom 24. November 1964 auf Dr. phil. et Dr. jur. h.c. Kurt Latte (verfasst von W.-H. Friedrich)

Stark, R., Kurt Latte †, *Gnomon* 37, 1965, 215-219 (mit Photo)

Classen, C.J., Kurt Latte, Professor der Klassischen Philologie 1931-1935; 1945-1957, in: *Die klassische Altertumswissenschaft an der Georg-August-Universität Göttingen. Eine Ringvorlesung zu ihrer Geschichte*, hrsg. von C.J. Classen, Göttingen 1989, 197-233 (mit Photo)

Wegeler, Cornelia, „... wir sagen ab der internationalen Gelehrtenrepublik“. *Altertumswissenschaft und Nationalsozialismus. Das Göttinger Institut für Altertumskunde 1921-1962*, Wien-Köln-Weimar 1996, bes. 112-114; 142f.; 172-180; 263-267

Classen, C.J., Kurt Latte, 1891-1964 ..., in: *Göttinger Gelehrte. Die Akademie der Wissenschaften zu Göttingen in Bildnissen und Würdigungen 1751-2001*, Göttingen 2001, 436f. (mit Photo)

Bibliographie in: *Kurt Latte, Kleine Schriften zu Religion, Recht, Literatur und Sprache der Griechen und Römer*, hrsg. von O. Gigon, W. Buchwald, W. Kunkel, München 1968, 911-918

Klemperer, Victor, Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933-1945, hrsg. von W. Nowojki unter Mitarbeit von Hadwig Klemperer, 2 Bde., Berlin 1995

Prof. Dr. Hans Gärtner
Von-der-Tann-Str. 36
D-93047 Regensburg
e-mail: flavius19@aol.com